

Jochen Windhener

Zeitenfuge

Das zweite Leben
des Benno von Ansperg

Science-Fiction-Roman



Time and space are modes by which we think
and not conditions in which we live.

Albert Einstein

... für meine Kinder und Enkelkinder

Inhaltverzeichnis

Prolog: Die Benno-Fragmente

Teil I Der Weg zum Wagnis

1. Antike und Antriebe
2. Mauer und Mystik
3. Leitwellen und Schnittstellen
4. King Arthur und ein Wok
5. Ichmacher und Ichwegmacher

Teil II Das gewagte Experiment

6. Biocomputer und ein Menschenfischer
 7. Hormone und ein doppeltes Ich
 8. Identitäten und ein kleines Wesen
 9. Abreise und Ankunft
 10. Suchen und sich Verlieren
 11. Krise und Abschied
- Exkurs: Eine offizielle Erklärung

Teil III Das Leben als Wagnis

12. Brunnentechnik und fliegendes Licht
13. Brunnenbau und das Fünklein
14. Pest und Pogrom
15. Zusammenbruch und Rettung

16. Inquisition und eine Hochzeit

17. Streit und Vermächtnis

Epilog: Das Kabinett der zweiten Leben

Zum Autor

Prolog: Die Benno-Fragmente

„Three Lucky Strike“, sagte der Junge mit starkem Akzent. Der Ami packte den Jungen am Kragen, schaute ihm in die Augen und sprach ihn auf Deutsch und Englisch an. „Was ist das? Where did you find that? Wo gefunden?“ Der Junge wand sich, hielt aber das Blatt fest in der Hand. „Weiß nicht. Irgendwo in den Trümmern.“ „Trümmer? Welches Haus?“ Der Griff des Soldaten wurde härter, sein Blick bohrte sich in das ängstliche Gesicht des dünnen Kerls. „Where did you find this damned sheet of paper?“ Der Junge brauchte keine Übersetzung und gab auf. „Am Fluss, im Kloster. Lag im Schutt. Ich hab's nicht gestohlen!“

Der Sergeant drehte sich um. „Hi Karl, what means ‚Kloster‘?“ „Monastery, George“, gab der zur Antwort.

George nahm dem Jungen das Blatt ab. Zeichnungen waren darauf, soviel konnte er erkennen. Wie Konstruktionszeichnungen. Das kannte er aus der Autofabrik in Detroit, wo er vor fast zwei Jahren noch gearbeitet hat. Dann ging's zur Armee, trainieren, trainieren, den D-Day in der Normandie hatte er mitgemacht, dann hatten sie die Deutschen vor sich hergetrieben. Seit ein paar Wochen war der Krieg zu Ende, und sein Haufen saß hier irgendwo im Süden. Eigentlich sollten sie auf Partisanen aufpassen, aber es gab keine. Die Deutschen waren gründlich k.o., so wie er damals bei seinem ersten Boxkampf in der Jugend.

Manchmal war der Schwarzmarkt lästig, aber manchmal auch ganz interessant. Für ein bisschen Schokolade oder ein paar Zigaretten kriegte man alles Mögliche. Ein schönes silbernes Zigarettenetui hatte er schon, und ein paar dieser

Nazi-Klamotten: Parteiabzeichen, Eisernes Kreuz und so. Die würde er seinen Freunden mitbringen. Das war zwar verboten, aber wer nahm das schon ernst.

Diese Zeichnungen waren etwas anderes. Was sollte das sein? Das sah fast aus wie so eine fliegende Untertasse. In einem Film hatte er das mal gesehen. Waren das Pläne für eine Flugwaffe der Nazi-Armee? Jedenfalls musste er das bei seinen Vorgesetzten abliefern. Aber vorher wollte er nachsehen, ob da noch mehr war.

George nahm den Jungen beim Arm, jetzt schon freundlicher. „Wie heißt du?“ „Bernhard.“ „I call you Bernie, okay?“ Er schnappte sich Karl und zwei weitere seiner Leute. Karl machte Bernie klar, dass er mit ihnen zum Kloster gehen muss. Dort sollte er ihnen die Stelle zeigen, wo er das Blatt gefunden hat. Und sollte da noch mehr sein, würde er Schokolade kriegen.

Bernies Gesicht hellte sich auf. Er wusste, dass da noch mehr Blätter waren, eine ganze Menge in einer alten Kiste. Eigentlich wollte er sie einzeln verkaufen, aber jetzt musste er wohl alle rausrücken. Vielleicht gab es ja eine ganze Tafel dafür? Und noch Luckys dazu? Und wenn er sich mit dem Offizier anfreundete, konnte er später noch mehr Geschäfte machen.

Der Major hatte die Papiere auf dem Tisch ausgebreitet. Seinen ganzen technischen Stab und den Doc hatte er sich dazu geholt. Und später noch Karl, weil es vielleicht was zu übersetzen gab.

An die drei Dutzend Blätter waren es, gelblich die meisten, einige sogar fast braun. Leichte Beschädigungen hatten sie alle. Bei etlichen waren Stücke abgerissen, bis zur Hälfte

und mehr. Schnipsel hatten sie noch gefunden, aber da war kaum etwas drauf. Auch bei den besser erhaltenen waren die meisten Schriften und Zeichnungen blass. Das sei kein Wunder, meinte der Major, sie hätten ja lange in der Kiste unter dem Schutt gelegen.

Er fragte seine Leute nach ihrer Meinung. Die meisten sagten etwas zu den Zeichnungen, denn die Schrift kam ihnen merkwürdig vor. Sie bestätigten den ersten Eindruck von George, dass einige Bilder so etwas wie Flugobjekte darstellten, teilweise wie moderne Flugzeuge mit langem Rumpf und Flügeln, teils aber auch rund oder oval. Manche waren nur grob skizziert, andere bis in kleine Details ausgeführt. Aber auch Wagen konnte man erkennen, vierrädrige, sechsrädrige. „Manche Dinger sehen aus wie Elektromotoren“, spekulierte Richie, der Fahrzeugtechniker. Hier und da, neben oder unter die Zeichnungen, hatte der Zeichner kleine Wörter oder Sätze hingekritzelt, die sie nicht entziffern konnten. „Guckt mal hier“, rief einer, „das sieht aus wie eine Gasmask!“

John, der Texaner, im Zivilleben bei einem Architekten beschäftigt, meinte: „Das können keine modernen Zeichnungen sein, das würde man heute anders machen. Oder die Nazis sind technisch völlig hinterm Mond, aber das kann nicht sein.“ Da räusperte sich der Doc und sagte, er habe sich die Schriften angeschaut. Das sei keine moderne Schrift. Manche Wörter sähen aus wie Latein. „Seht hier, das Wort ganz unten, das könnte ‚volare‘ heißen, das lateinische Wort für fliegen.“ Bei den meisten Texten finde er aber keine Ähnlichkeit mit Latein. Karl meinte, er könne das wegen der komischen Schrift nicht richtig beurteilen, aber ihm springe keine Stelle ins Auge, die wie normales Deutsch aussehe.

Der Major fasste zusammen. „Also, Leute, wahrscheinlich keine Geheimwaffen Hitlers, aber modernes technisches

Zeug. Das Ganze auf vergilbten Blättern und mit einer altmodischen Schrift, vielleicht sogar auf Latein. Das kriege ich nicht beieinander!“ Er rief seinen Adjutanten zu sich. „Mike, du packst den ganzen Kram sorgfältig ein und schickst das ans Hauptquartier. Schreib dazu, wo genau ihr es gefunden habt. Die sollen entscheiden, ob sie das wegwerfen oder nach Hause schippen zur Analyse. Sollen sich da doch die Eierköpfe drum kümmern, ob das technisch wertvoll ist, oder was Altes, oder was weiß ich.“

Mike machte sich an seine Aufgabe, aber dem Major fiel noch etwas ein. „George, sei so nett und gib dem Jungen, der da draußen wartet, noch seine Schokolade. Er kann ja nichts dafür, was die Krauts alles angerichtet haben.“

„Kommst du nachher zu meinem Vortrag?“ Simon Rosenblad versuchte, seinem vis-à-vis, Kate Morgan von der Yale University, tief in die Augen zu schauen. Ob er Chancen bei ihr hatte? Wenn sie tatsächlich kam, würde er sie heute Abend zum Essen einladen.

Kaum aus der Army entlassen, hatte er vor gut einem Jahr seinen alten Job an der Harvard University wieder aufgenommen: Assistenzprofessor im Department für Germanistik, Spezialgebiet: Hochmittelalter. Dafür hatte er sich schon während des Studiums in Berlin interessiert. Dann war die Familie vor den Nazis aus Deutschland geflohen, gerade noch rechtzeitig. Nach Amerika. Warum hatte er dann sein Studium der Germanistik fortgesetzt? Und das selbst dann, als die Nachrichten aus dem alten Heimatland immer schlimmer wurden: Verfolgungen, Enteignungen, Morde, ... und dann der Krieg.

Vielleicht, so dachte er, weil es am einfachsten war. Ich wollte rasch zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Vielleicht auch aus Trotz: Das ist meine Sprache, das ist meine Kultur, nicht die der Nazis. Und so ergriff er mutig die Gelegenheit, sich um eine freie Stelle für Mittelhochdeutsch zu bewerben, und hatte Erfolg.

Den Krieg hatte er gehasst. Natürlich war es seine Pflicht, zum Sieg über die Nazis beizutragen, diese Armee und diese Leute dafür zu bestrafen, was sie den Juden und vielen anderen angetan hatten. Aber das Militärische war ihm eigentlich zuwider. Und so nutzte er die erste Gelegenheit, in die USA, zweifellos jetzt seine Heimat, zurückzukehren.

Aber so leicht ließ ihn die Army nicht los. Wenige Wochen nach Wiederaufnahme seiner Tätigkeit trudelte ein Paket auf seinen Schreibtisch. Es enthielt einen Packen vergilbter Blätter. Die Heeresleitung bat um eine Sichtung und Einschätzung des Materials, nicht ohne versteckten Appell an die Verbundenheit des Veteranen. Veteran, dachte er, merkwürdiger Gedanke! Aber er machte sich an die Arbeit. Das Ergebnis würde er heute, auf dem jährlichen Treffen der Medieval Academy of America, vortragen, als dritter Redner in der Vortragsreihe vier.

Eigentlich war er enttäuscht, dass sich nur ein knappes Dutzend Zuhörer im Hörsaal verlor. Aber dann machte er sich klar, dass man ein Jahr nach Kriegsende keine Begeisterung für das deutsche Mittelalter erwarten konnte. Also begann er damit, sich selbst vorzustellen, aber richtig in Schwung kam er erst, als sich die Tür auftat und ein verspäteter Gast auf einen Platz rechts hinten hastete: Kate!

Inspiziert von ihrem Lächeln, zündete ihm ein Einfall: Zuerst habe er bei den Zeichnungen, um die es hier ging, an ähnliche Konstruktionen des Meisters der Mona Lisa,

Leonardo da Vinci, gedacht. Auch er war ein Erfindergeist und mit manchen Ideen seiner Zeit weit voraus. Aber die Form der Schrift auf diesen Blättern – er verwies auf den Stapel –, das Mittelhochdeutsch alemannischer Färbung, auch bestimmte Eigenheiten der lateinischen Kunstsprache verwiesen eindeutig auf das 14. Jahrhundert in Süddeutschland. Die Chemiker, die er um eine Analyse des Papiers und der Tinte gebeten hatte, kamen zum gleichen Befund. Also: Anderer Ort und andere Zeit als Leonardo. Das entsprach ja auch dem Fundort. Letztes Beweisstück war die Selbstbezeichnung des Autors, die aus zwei Stellen herauszulesen war: Benno von Ansperg. Ansperg könnte ein Ort in der Nähe von Stuttgart sein, nicht weit von dem Kloster, in dem die Blätter gefunden wurden. Ein Autor selbst, mit diesem Namen, sei allerdings geschichtlich noch unbekannt.

Simon beschrieb die Zeichnungen. Techniker hätten verblüffende Ähnlichkeiten mit modernen Flugzeugen und anderen Gerätschaften, zum Beispiel Elektromotoren, bescheinigt. Andere Objekte, wie bauchige ovale Scheiben oder komplizierte Drahtgeflechte, seien nicht ohne Weiteres zu deuten. Eine bestimmte Zeichnung sei einem befreundeten Arzt aufgefallen. Sie ähnele der Art, wie man heute versucht, das Netzwerk von Nervenzellen im Gehirn darzustellen.

Und dann die Texte. Teilweise handele es sich um schwer verständliche technische Beschreibungen, teils um für die damalige Zeit erstaunliche Spekulationen über die Geschwindigkeit des Lichts und über Reisen mit der Zeit, teils um Abhandlungen im Predigtstil, wie sie aus der so genannten Deutschen Mystik des Spätmittelalters bekannt seien. Er werde, so schloss Simon mit scheuem Blick auf Kate, in Kürze einige Artikel zu den „Benno-Fragmenten“ veröffentlichen. Diese Bezeichnung, so hoffte er insgeheim,

würde sich dann in der Fachliteratur mit seinem Namen verbinden. Ob Kate das beeindrucken könnte?

TEIL I

Der Weg zum Wagnis

1 Antike und Antriebe

Hier saß er gern. Der Steinquader, gelb wie der Sand unten am Wasser, hatte die richtige Größe, um sich darauf zu hocken, die Knie leicht anzuziehen, die Ellbogen darauf zu stützen und mit den Händen, wie die Kapitelle der antiken Säulen geformt, das Kinn zu tragen, so dass der Blick weit über das Mittelmeer schweifen konnte. Er wusste mit seinen neun Jahren schon, dass hier das alte Karthago gestanden hatte. Manchmal, wenn nicht zu viele Touristen die Sicht versperrten, griff er zum Tablet und ließ unter seinem Stift aus den vor ihm ruhenden Ruinen die alten Häuser aufwachsen, den Tempel der Ishtar, schon von den Römern zerstört, wiedererstehen, und natürlich den Hafen und die bauchigen Kauffahrtschiffe mit ihren hohen Vordersteven, roten Rahsegeln und schwitzenden Rudersklaven. Buntbesetztes Volk, elegante Damen und abgerissene Matrosen, tobende Kinder und stramme Soldaten, belebten die Skizze. Und dann startete er die App, die er mit seinem Cousin in stundenlanger Arbeit verbessert und ausgebaut hatte. Dieser Cousin war zwei Jahre älter, aber er war schon in dessen Klasse vorgerückt, weil ihm die Schule in seiner Altersstufe nichts mehr zu bieten hatte. Die App verwandelte die gesamte Zeichnung in eine 3DSzene und versetzte sie in Bewegung: die Schiffe fuhren, Wolken zogen dahin, und die Menschen gingen oder liefen und gestikulierten. Im Geiste mischte er sich unter sie, sprach sie in einer von ihm ausgedachten altphönizischen Sprache an und fragte sie aus. „Hamilcar“, murmelte er vor sich hin. Das war ein berühmter Name aus der alten phönizischen Zeit, so hieß der Gründer von Barcelona in Spanien, und das war auch der Vorname, den seine Eltern ihm gegeben hatten.

Das moderne Tunis lärmte im Hintergrund. Es hatte seine teuren Villen, die Universität und sogar den Präsidentenpalast bis an den Rand dieser antiken Oase herangeschoben, sie selbst aber in Ruhe gelassen. Im Westen sah Hamilcar den Flughafen vor sich hin dümpeln. Früher, so hatte er in der Schule gehört, sei ein Kommen und Gehen von Flugzeugen gewesen, aber dann wurde das wenige verbliebene Öl für Flugmotoren viel zu teuer. Aber jetzt! Fliegen mit Wasserstoff, das funktionierte nicht mehr nur bei wenigen Prototypen, das war serienreif. Er dachte stolz daran, dass sein Vater an der Verbesserung dieser Antriebstechnik wesentlich beteiligt war. Trotzdem kamen die meisten Touristen per Schiff oder mit der Schnellbahn. Und auf die Endstation eben dieser Schnellbahn hielt Hamilcar jetzt zu, reihte sich in die Schlange ein, die sich rasch den Kontrollschranken näherte, hielt seinen Mittelfinger mit dem implantierten Chip vor das Lesegerät und spurtete zum Bahnsteig, auf dem seine Linie gerade einlief. Er zwängte sich hinein, das Tablet im Rucksack, und ließ sich leise und rasant in das Viertel bringen, in dem seine Familie wohnte.

Schmidt stand auf dem Klingelschild, einfach „Schmidt“. Wenn seine Klassenkameraden das im arabischen Maghreb-Dialekt aussprachen, musste zwischen „Sch“ und „m“ ein Vokal. Meistens wurde „Schammit“ draus, manchmal „Schemmit“. Das machte nichts. Gerade hier, wo viele Techniker und Ingenieure vom Luftfahrtkonzern wohnten, wimmelte es von europäischen Namen – vielen französischen und deutschen, aber auch spanischen, italienischen und osteuropäischen.

Als der Konzern, dessen Hauptsitz sich immer noch in Toulouse befand, wegen der Krise der Luftfahrt ins Trudeln

geriet, stampfte er hier in Tunis das neue Werk für die wasserstoffgetriebenen Antriebe aus dem Boden. Grund war der kurze Weg zur Sahara, also dorthin, wo Sonnenkollektoren auf riesigen Flächen Strom erzeugten. Mit diesem Strom wurde in einer langen Kette von Fabriken, direkt an der südlich von Tunis gelegenen Küste, aus gereinigtem Mittelmeerwasser elektrolytisch Wasserstoff hergestellt. Den Hauptanteil exportierte man nach Europa, aber gleich nebenan wurden für die Flug- und Raumfahrtindustrie die Aggregate mit den integrierten Speichern gebaut und ständig weiterentwickelt. Genau daran arbeitete Hamilcars Vater.

Mit Bewunderung dachte er an ihn, als er die Treppen zu ihrer luftigen Dachterrassenwohnung hochstieg. Er hörte fasziniert zu, wenn er von einem technischen Problem in der Fabrik erzählte, und von der Lösung, die er, wie immer, gefunden hatte. Manchmal ließ ihn sein Vater mitsuchen auf dem Lösungsweg, lud ihn zu Vorschlägen und Kritik ein und freute sich, wenn er gute Ideen entwickelte. Oder er stellte ihm knifflige Aufgaben aus der Astrophysik, die er ohne Hilfe des Internets bearbeiten sollte.

Und das Schachspielen hatte ihm sein Vater beigebracht. Der war einer der besten Spieler in der Stadt, und Hamilcar hatte neulich das Schachturnier in seiner Schule gewonnen, zum Teil gegen viel ältere Spieler. Mit brennender Genugtuung dachte er jedoch an einen Freitagnachmittag vor ein paar Wochen. Sein Vater hatte ihm ein Endspiel aus einer historischen Partie aufgebaut: zwei Türme gegen Turm und Läufer, dazu Bauern. Das war die zehnte Partie in einem Weltmeisterschaftskampf vor gut hundert Jahren in der isländischen Hauptstadt Reykjavík. Der junge Amerikaner Robert Fischer holte sich den Titel gegen den Russen Boris Spasski. In dieser zehnten Partie ging er entscheidend in Führung. Alle anwesenden Großmeister tippten nach 40

gespielten Zügen auf Remis, aber Fischer hatte ganz allein einen präzisen Gewinnweg gefunden. „Finde heraus, wie Fischer gewonnen hat“, sagte sein Vater, „ich werde mich nach besten Kräften wehren.“ Hamilcar versuchte, sich in diesen genialen, etwas verrückten Amerikaner hineinzusetzen und die Stellung mit seinen Augen zu sehen, und auf einmal schoben sich in seiner Phantasie seine beiden Türme so geschickt über das Brett, dass Spasski in Gestalt seines Vaters die Verteidigungszüge ausgingen. „Du bist ein kleines Genie“, schmunzelte der stolze Papa.

Vater war nicht zu Hause – es war ja noch Arbeitszeit! Aber seine Mutter war da. Er fand sie im Arbeitszimmer, am Schreibtisch, und unter dem Tisch spielte seine kleine Schwester. Wahrscheinlich bereitete Mama wieder eine Vorlesung vor, oder sie schrieb an ihrem Buch. Hayet Hamrouni, so war sie an der Uni bekannt, obwohl sie formal Hayet Schmidt hieß. Sie stammte aus einer alten, gebildeten tunesischen Familie. In ihrer Verwandtschaft gab es Ärzte und Rechtsanwälte, und auch die Frauen brachten es weit in ihren Berufen. Eine Cousine saß sogar im Parlament.

Man hatte sie früh Sprachen lernen lassen: Französisch natürlich und Englisch, aber auch Italienisch und sogar Japanisch, weil ein Onkel jahrelang dort im Fernen Osten in der Botschaft arbeitete. Ihre Leidenschaften wurden im Studium jedoch das Alt-Arabische und das Alt-Phönizische, und über beides die Geschichte und die Philosophie, insbesondere die blühende Philosophie in den Kalifaten diesseits und jenseits des Mittelmeeres im Mittelalter. Davon vor allem handelten ihre Vorlesungen und Bücher.

Außerdem war sie musikalisch. Auf einer Benefizveranstaltung zugunsten des Historischen Fachbereichs, ausgerichtet vom großen Luftfahrtkonzern, sang sie, begleitet von einem Saz-Spieler, alte phönizische Lieder. Einer der Gäste – ein deutscher Ingenieur, wie man ihr sagte – hörte mit so ungespieltem Staunen zu, dass es ihr auffiel und sich ihre Blicke mehr als zufällig trafen. Und was für Blicke, was für tiefe, schwarze Augen, muss jener Friso Schmidt gedacht haben, der sich während des Abends etwas unbeholfen, aber irgendwie nett an sie heranmachte. Merkwürdig – zuerst zog sie gar nicht so sehr das Äußere des Mannes an, sondern seine warme Stimme und dieser Vorname, den sie natürlich sofort checkte und der sie in die alte und wechselvolle Geschichte der Friesen entführte. Was es auch war: Ein Jahr später waren sie verheiratet, und jetzt war Hamilcar neun und die schwarz-kraushaarige Okka, Wunschname des Vaters, auch schon fünf.

Wenn Mutter, wie jetzt, am Schreibtisch arbeitete, dann unterbrach sie ihr Schreiben oft mit diesem vertrauten, versonnenen Blick in die Ferne, der durch die Wände ging und im weiten Nirgendwo endete. Vaters Blick, wenn er arbeitete, war ganz anders. Er starrte auf das, was er vor sich hatte, eine Konstruktionszeichnung zum Beispiel oder ein Tablet, als wollte er es durchbohren und jenseits der weißen oder bunten Fläche vor ihm die Lösung finden.

Mutter hatte ihm einmal von einem französischen Piloten erzählt, der vor mehr als hundert Jahren hier in Nordafrika für das Militär flog und nebenbei Bücher schrieb. Der habe einmal gesagt: „Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“¹ Das ist Mama, dachte Hamilcar, ganz genau. Und

sein Vater würde diesen Männern dann den Bauplan vorlegen und die Arbeit organisieren.

Hamilcar ging noch kurz hinüber zu einem Freund, und als er eine gute Stunde später die Treppen wieder hochstürmte, holte er seinen Vater an der Wohnungstür ein. Der war bester Laune, es gab viel Quatsch mit Okka, und die Mutter schaute müde, aber amüsiert zu.

Dann gab es Abendessen, danach war Bettzeit für Okka, und sie durfte heute bestimmen, wer ihr vorlas oder eine Geschichte erzählte. Ihre Wahl fiel auf Hamilcar, und der erzählte ihr, er habe heute einen alten Brunnen gesehen, und da sei zur Römerzeit einmal ein kleines Mädchen hineingefallen, konnte sich aber an einem Mauervorsprung festklammern, so dass nur ihre Beine nass wurden. Als er aber Okkas ängstlichen Blick sah, kriegte er die Kurve und erfand einen Jungen, Quintus, neun Jahre alt wie er, der sie mit einem trickreich geknüpften Seilaufzug wieder heraufholte. Okka ergriff seine Hand, kuschelte sich an ihren Teddy und schlief irgendwann ein. Nervig, denn seine Hand konnte Hamilcar erst jetzt wegziehen, aber warum hatte er ihr auch so einen Schreck einjagen müssen?

Als Hamilcar etwas später ins Bett ging, bekam auch er sein Ritual. Seit ein paar Wochen ging das so: Er durfte eine beliebige Frage stellen, und wer ihn auch ins Bett brachte: er oder sie musste antworten, was es auch sei.

Heute war Mutter dran. Er erzählte ihr von seinem Besuch heute in den Ruinen des alten Karthago, und wie er sich das Leben dort vorgestellt und ausgemalt hat. „Du, Mama, wo ist das heute, das alte Karthago?“ „Das ist in der Vergangenheit.“ „Aber, Mama, was ist das – Vergangenheit?

Ist das weg? Aber ich hatte es doch in meinem Kopf!“ „Tja, Hamilcar, es ist weg in der Zeit, aber doch irgendwie da.“ „Mama, dann ist das meine Frage: Was ist Zeit?“

Mutter schnaufte. „Du lieber Himmel, mein Kleiner, das ist ja eine Frage heute. Du bringst mich ganz schön ins Schwitzen.“ Aber sie wusste: Wenn Hamilcar einmal eine Frage gestellt hatte, dann würde er nicht locker lassen, bis er eine Antwort hatte. Sie würde nicht ausweichen können.

„Hamilcar, hier ganz in der Nähe gibt es einen Ort, der hieß zur Römerzeit Hippo. Dort lebte ein christlicher Bischof, der ganz viele Bücher geschrieben hat. Sein Name war Augustinus. Den hat auch mal jemand gefragt, was die Zeit ist. Und der hat gesagt: ‚Solange mich niemand danach fragt, weiß ich, was Zeit ist. Wenn ich es aber jemandem erklären möchte, so weiß ich es nicht.‘² Aber ich will es versuchen. Also: Viele werden sagen, dass die Zeit fließt. Das ist ein Bild, ein Vergleich, weißt du? Da ist etwas dran, aber auch wieder nicht!“

Und Mutter holte eins ihrer vielen Bücher, das vor hundert Jahren von einem Mann geschrieben wurde, in arabischer Sprache. „Khalil Gibran, ein tiefsinniger Philosoph, hat das so ausgedrückt: ‚Ihr wollt aus der Zeit einen Strom machen, an dessen Ufern ihr euch niederlasst, um ihn im Vorbeifließen zu betrachten. Doch das Zeitlose in euch ist sich der Zeitlosigkeit eures Lebens bewusst. Es weiß, dass das Gestern nur die Erinnerung des Heute ist und das Morgen nur sein Traum. Und was in euch singt und sinnt, weilt noch innerhalb der Grenzen jenes ersten Augenblicks, der die Sterne in den Weltraum streute.‘³ Das hört sich geheimnisvoll an, aber besser kann ich dir nicht antworten, mein kleiner Hamilcar. In unserem Denken begegnen sich die Zeiten. Das Vergangene ist blass, das Zukünftige ist vage. Aber könnte es nicht ein Denken geben, in dem alles

gleich farbig und klar ist? Wo das alte Karthago genauso lebendig ist wie unser Tunis heute und wie die unbekannte Welt, die sich hier in tausend Jahren ausbreitet? Dann ist die Zeit nicht ein fließender Strom, sondern ein großer, unendlicher See, wo immer alles gleich wirklich ist, wohin man mit seinem kleinen Boot auch gerade segelt.“

Hamilcar spürte, dass mehr auf seine Frage hin jetzt nicht zu sagen war. Und er hatte auch ein wunderschönes Bild vor Augen: ein kleines Boot mit einem antiken Segel, das ihn in der Abendsonne sanft über einen grenzenlosen See schaukelte. Damit schlief er ein.

Mehrere Monate waren seit diesem Tag vergangen. Seit ein paar Tagen hatte sich die Stimmung zu Hause verändert. Die Eltern sprachen viel miteinander, ohne die Kinder. Sie stritten sich nicht, aber es bedrückte sie etwas, in das sie vorerst nicht einbezogen wurden.

An einem Freitag – gemäß der islamischen Sitte ihr Familientag – war das Abendessen ein bisschen feierlicher als sonst. Vor dem Nachttisch gab es eine Pause. Die kleine Okka plapperte schon los, ob denn der Nachttisch noch nicht fertig sei, und bestimmt gebe es heute was ganz Besonderes. Da fassten sich Mama und Papa an der Hand, und beide zogen die Hand eines der Kinder an sich, und die sollten sich auch an der Hand fassen, so dass ihre Augen vor Erwartung immer größer wurden. Und jetzt sprach Papa auf Deutsch, und Mama wiederholte jeden Satz auf Arabisch: „Kinder, wir ziehen nach Berlin. Da sprechen alle Menschen Deutsch, so wie hier alle Arabisch sprechen, und das wird ein großes Abenteuer für uns.“ „Gibt es da auch Kinder?“, fragte Okka. „Natürlich, mein Herz“, sagte Mama, „du wirst ganz viele kennenlernen.“ Hamilcar war mulmig zumute.

Durch seinen Kopf zogen all die vertrauten Bilder: seine Freunde, die Ruinen des alten Karthago, die riesigen Werkshallen, in denen sein Vater zu Hause war. „Warum gehen wir nach Berlin?“

Das, was Friso Schmidt seinem großen Sohn jetzt erklärte, interessierte Okka weniger. Sie wollte von Mama wissen, wie sie dort wohnen, und ob sie ein eigenes Zimmer haben würde, und ob sie alle ihre Spielsachen mitnehmen dürfte, besonders ihre Kuscheltiere. Die Mama nahm sie in den Arm und malte ihr das künftige Leben in Berlin in bunten Farben aus.

Was Hamilcar von seinem Vater erfuhr, weckte Spannung und Stolz und deckte seinen ersten Schrecken zu, allerdings nicht die Trauer, die sich wie ein aufgehender Hefeteig in seinem Bauch einlagerte. Neben Toulouse in Frankreich hatte der Flugzeugkonzern in Europa einen zweiten Schwerpunkt, das waren Hamburg und Bremen im Norden von Deutschland. „Du weißt, Hamilcar, dass der Meeresspiegel seit Jahrzehnten langsam steigt, weil die Gletscher schmelzen.“ Das wusste er natürlich, und dass die Wasserstofftechnik, das Gebiet seines Vaters, dagegen arbeitet, aber das mit den Gletschern war nicht mehr aufzuhalten. „Hamburg und Bremen liegen auf niedrigem Gelände am Meer, und sie sind immer stärker von Sturmfluten bedroht. Deshalb hat der Konzern beschlossen, die großen Entwicklungsabteilungen von dort abzuziehen und in Berlin neu aufzubauen. Der Konzern bekommt sozusagen ein neues, modernes Gehirn, mit ganz vielen Möglichkeiten für die Zukunft!“ „Und was hast du damit zu tun?“, fragte Hamilcar, aber er ahnte schon die Antwort. „Mich wollen sie im engeren Team dabei haben, das für die Entstehung dieser wissenschaftlichen Zentrale verantwortlich ist. Genauer gesagt: Bei der Planung mache ich von hier aus schon eine Weile mit, aber jetzt wird bald

umgesetzt, und da brauchen sie mich vor Ort.“ „Vater verdient auch deutlich mehr als hier“, mischte sich die Mutter ins Gespräch. „Und du, Mama? Was wirst du in Berlin machen?“ „Ich habe mich für eine Stelle an einer der Universitäten in Berlin beworben. Und wenn das nicht klappt, dann schreibe ich noch mehr Bücher und werde ganz berühmt!“ Alles lachte, und das Eis war erst einmal gebrochen. Vater zeigte ihnen auf dem Tablet Videos: ein eigenes Haus würden sie haben, mit ganz viel Bäumen drum herum, fast wie im Wald. Ein befreundeter Kollege, der schon in Berlin arbeitet, hatte die Aufnahmen geschickt. Die Schule, in die Hamilcar gehen würde, gab es auch schon zu sehen, und dann suchte die ganze Familie das Internet nach den Kindergärten ab, die nah bei dem Haus lagen, und stritten sich, welcher wohl der beste für Okka wäre.

Nachher im Bett lag Hamilcar lange wach. Der Trauerkloß blähte sich weiter auf. Ganz genau hatte er die winzigen Tränen in Mutters Augen glitzern gesehen. Er wusste noch nicht, was er morgen seinen Freunden sagen sollte. Klar, er könnte damit angeben, dass sein Vater im Konzern ganz groß herauskommt. Aber das konnte auch nach hinten losgehen. Er merkte ja durchaus, dass er seinen Kameraden oft nicht ganz geheuer war. In allem war er der Beste in der Schule, außer in Kunst und Sport, und manchmal wusste er sogar besser Bescheid als der Lehrer. Er hatte allmählich gelernt, das nicht immer offen zu zeigen. Genie und Kumpel, wie kriegt man das zusammen?

1 Antoine de Saint-Exupéry: Die Stadt in der Wüste / Citadelle

2 Aurelius Augustinus: Bekenntnisse. XI, 14. München 1914

3 Khalil Gibran: Sämtliche Werke in 5 Bänden, Bd. 4, S.90. Ostfildern, 3. Aufl. 2017

2 Mauer und Mystik

An das Rattern und Klappern hatte sich Hamilcar längst gewöhnt. Am Anfang war es merkwürdig, in diese Berliner S-Bahn zu steigen. Gut, einige Strecken und Züge hatten sie modernisiert, zum Beispiel die Ringbahn, aber hier in der Linie 45 von Neukölln nach Schöneweide fühlte er sich ins vergangene Jahrhundert versetzt. Diese Züge sahen noch genauso aus wie in alten Filmen über Berlin, die er in der Schule gesehen hatte. Kein Vergleich zu der Superschnellbahn, die er aus Tunis kannte! Und auch kein Vergleich zur U-Bahn, die seinen Vater jeden Morgen zu seinem neuen Entwicklungszentrum beim großen Flughafen Berlin-Brandenburg brachte. Diese Bahn huschte, von Magneten gezogen und vollautomatisch zentral gesteuert, in hohem Tempo über die Gleise, ohne Erschütterung, als säße man im Wohnzimmer.

Er kam aus der Schule. Seine Eltern hatten Wert darauf gelegt, dass er hier in Neukölln zur Schule geht, wo die Bevölkerung so bunt gemischt ist wie kaum sonst irgendwo in Berlin, vielleicht in Deutschland überhaupt. „Das regt an!“, sagte sein Vater. Und seine Mutter war in ihrem Element, begierig auf alle Kulturen, Traditionen, Religionen und Werthaltungen, die hier gelebt wurden. Im Nu war sie im Elternrat, geschätzt und gefragt, wenn es darum ging, Frieden und Ausgleich zu schaffen zwischen einem konservativen polnischen Arbeitervater, einer intellektuellen Mutter mit Vorfahren aus dem Iran, rabiatischen arabischen älteren Brüdern und einer lautstarken schwarzen Oma, die als Frau schreckliche Dinge erlebt hatte. Er selbst kam in dem Sprachengemisch gut zurecht. Unterrichtssprache war sowieso Deutsch und manchmal Englisch, und auf dem

Schulhof half ihm sein Simultanübersetzer, auf dem er immer das neueste Update hatte. Lästig war nur der ans Ohr geklammerte Kopfhörer. „Warum kann man das noch nicht ins Gehirn implantieren?“, fragte er seinen Freund Tai, dessen Vorfahren aus Vietnam stammten. „Hier, meinen Fingerchip auf Deutschland und Berlin umzuprogrammieren war überhaupt kein Problem. Wenn ich den Übersetzer im Gehirn hätte, gleich ans Sprachzentrum angedockt, könnte ich ganz normal mit allen in der richtigen Sprache reden. Mit meiner Stimme, nicht mit dieser Schauspielerstimme aus dem Übersetzer!“ Aber so weit war es eben noch nicht.

Zu eben diesem Tai war er jetzt unterwegs. Der war zwar schon vierzehn, zwei Jahre älter als er, aber sie konnten sich bestens über alles unterhalten, was sie miteinander verband: von kniffligen technischen Fragen über Probleme der Physik bis zum Schach. Nur die philosophischen und spirituellen Spekulationen, die Hamilcar aus Gesprächen mit seiner Mutter mitbrachte, interessierten Tai weniger. Sein Freund war ein begnadeter Tüftler, dessen Vorname Tai so etwas wie „Begabung“ bedeutete – sehr passend.

„Guck dir das an“, murmelte Tai, langsam und wie zu sich selbst, und schaute gebannt auf den Tisch an der gegenüberliegenden Wand. Schweißperlen hatte er auf der Stirn, vielleicht vor Aufregung. Es war aber auch heiß und stickig hier im Keller des Hauses, in dem er mit seinen Eltern und Geschwistern zur Miete wohnte. Dort hatte er sich ein veritables physikalisches Labor aufgebaut.

Das Chamäleon, das gerade seine Farbe von lindgrün zu purpurrot gewechselt hatte, fing an sich zu bewegen. Es krallte die drei Zehen seines linken Vorderfußes um einen imaginären Ast und wollte gerade sein Hinterbein

nachziehen, als das Bild zusammenbrach. Die beiden halbwüchsigen Freunde starrten die nackte aufrechte Glasplatte auf der verkratzten, mit stumpfen Farbflecken übersäten Tischplatte an. „Ich hab’ dir doch gesagt, du musst einen gepulsten Laser nehmen“, sagte Hamilcar gepresst und krallte seine Finger um die Lehne des Stuhls, auf dem er rücklings saß. „Nee“, meinte Tai, „ich glaube, der Winkel ist nicht genau genug“ und drehte minimal an der Mikrometerschraube. „Dann steuern wir den zweiten Laser doch auch über den Rechner an, dann brauchst du nicht herumfummeln“, versetzte Hamilcar. „Gut, aber lass’ uns das morgen machen. Ich muss noch was tun, ich schreib’ morgen einen Test.“ „Worin denn?“ „Chemie“, sagte Tai und begann die Apparatur herunterzufahren. „Wenn du willst, helfe ich dir“, meinte Hamilcar und stieg in einen kerzengeraden Handstand. Seit er in Berlin war, hatte er ganz schön an seiner Fitness gearbeitet. Sport als schlechtestes Fach wie in Tunis – das war vorbei.

Tai piekste ihn, so dass er zusammenklappte und beinahe in den Rechner flog. Sekunden später verkrallten sie sich am Boden ineinander und versuchten, den anderen auf den Rücken zu drehen. Bei aller antrainierten Fitness – Tai war einfach zwei Jahre älter und hatte mehr Kraft. „Ok, ok“, ächzte Hamilcar und gab auf. „Die Rache kommt mit Schach!“ lachte er und fing mit dem Ruf „E4!“ eine Blindpartie an. Aber Tai winkte ab: „Ich muss wirklich ran, ich hab’ noch nicht alles verstanden für den Test.“

Kurz darauf saßen sie in Tais Zimmer und beugten sich über den Stoff für den Chemietest. Sie mussten sich mühsam konzentrieren, denn eigentlich geisterten noch die Probleme mit ihrem holografischen Experiment durch ihre Köpfe. Sie hatten ein Video mit Tais Chamäleon gedreht, auf das er sehr stolz war: „So ein Chamäleon hatte auch Alexander von Humboldt, als er am Schluss hier in Berlin wohnte!“ Ein

Buch dieses großartigen Naturforschers hatten sie gerade gemeinsam verschlungen. „Was der damals schon wusste!“ meinte Tai, und Hamilcar war beeindruckt, dass er vor mehr als 250 Jahren bereits vor einer Klimakrise gewarnt hatte.

Aus dem Video wollten sie einen digitalisierten holografischen Film machen. Irgendwie waren sie neulich auf diesen vor gut hundert Jahren entdeckten Zweig der Fotografie gestoßen. Später war es gelungen, bewegte holografische Bilder zu schaffen und sie für Filme zu nutzen. Die uralte Star-Trek-Serie war voll von solchen Effekten. „Das müssen wir auch hinkriegen,“ meinte Tai, und sie hatten angefangen, mit der beweglichen Holografie zu spielen. Alte experimentelle Anordnungen hatten sie nachgebaut. Und wenn es nicht richtig klappte und der eine nahezu resignieren wollte, biss sich der andere erst recht rein in das Problem. Gemeinsam aufgeben, das war verboten.

„Die Szene“ traf sich mal wieder in ihrem Garten in Rudow. Die Szene – das war Hamilcars Spottwort zum Freundeskreis seiner Eltern. Ein paar deutsche Arbeitskollegen seines Vaters mit ihren Frauen, meistens Lehrerinnen, auch ein Franzose mit seinem Lebensgefährten. Ein paar elegante, wortgewandte Frauen mit Namen und Herkunftsfamilien rund ums Mittelmeer, Mutters Netzwerk tief in Berlins Kulturbetrieb hinein. Dazu ein kleiner Kern deutsch- und türkischstämmiger Männer und Frauen aus der Politik. Als junge Leute hatte diese Gruppe mitgeholfen, die linke Mehrheit in Deutschland endlich zu gemeinsamer Kraft zu vereinen und seither Schritt für Schritt den Kurs wieder herumzureißen, als die Rechten schon über Jahrzehnte den gesamten Osten Europas im Griff hatten. Wenn Hamilcars Eltern als Gastgeber an der Reihe waren, luden sie auch ein

paar gleichgesinnte Nachbarn ein – Ärzte und Leute von der Uni.

Hamilcar wusste mit seinen jetzt vierzehn Jahren natürlich, wie elitär dieser Kreis war, und dass es ganz andere Quartiere und Milieus in Berlin gab, in die sich viele dieser Gäste kaum einmal hineinwagten – seine Mutter ausgenommen. Da war Armut, die Grundsicherung holte die Inflation nicht ein, da lebten die Leute von der Hand in den Mund und wurden von der Industrie nicht gebraucht. Gesprochen und gestritten wurde darüber schon, bevor sich „die Szene“ den Tapas, Antipasti und Falafels und dann dem Rotwein zuwandte. Aber Lösungen hatten sie alle nicht – die Probleme waren zu groß, zu vielfältig, zu verhakt ineinander. Man konnte sie nicht mehr steuern, bestenfalls noch hier und da eindämmen.

„Na, was willst du denn einmal werden?“ Wieder diese Frage, dieses Mal gestellt von Jonas Mader, in Vaters Abteilung für die Datensicherheit zuständig. Hamilcar kannte das schon. Alle wussten natürlich, wie rasch er Wissen aufnehmen und verarbeiten konnte. Er hatte immer das Gefühl, die Fragesteller wollten ihn insgeheim für genau ihr Spezialgebiet keilen. So ein begabter junger Mann, der muss doch unbedingt ... Hamilcar hatte sich angewöhnt, die Frage sehr vage zu beantworten. „Ingenieur vielleicht, wie mein Vater“, das war schon ein Zugeständnis. Oft sagte er nur: „Irgendwas in Richtung Naturwissenschaften“, oder er versteckte sich hinter einem „Ich weiß nicht.“

Hamilcar schlenderte zu einer Gruppe von Männern und Frauen, die neugierig einem älteren Nachbarn zuhörten. „Wie, so nahe war das hier?“ „Ja klar, Rudow war an drei Seiten von der Mauer umgeben. Man konnte nur Richtung Neukölln fahren, alles andere war zu. Mein Großvater hat